Unter Polizei-Aufsicht.

Novelle
von
Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Sie hatte erwartet, daß es so kommen würde, es konnte ja nicht anders sein! Sie erinnerte sich der Worte, die Herr Jonathan Rabe damals nach ihrer ernste Begegnung mit dem englischen Baronet ihr gesagt hatte, und bei dieser Erinnerung konnte sie sich eines spöttischen Lächelns nicht erwehren. —

„Sir Arthur Wellesley!" meldete der Diener.

Fanny schreckte aus ihrem Brüten auf, eine glühende Röthe übergoß ihr Antlitz.

Sie dachte daran, ihn abzuweisen, aber er stand schon auf der Schwelle des Gemahls, — der Diener ging hinaus, sie war mit ihm allein.

„Fanny, meine Ungeduld ließ mich nicht ruhen," sagte er, „ich muß Gewißheit haben; ich bin hier, sie zu holen."

Er trat näher, sie schlug die Augen nieder und stützte sich auf die Lehne des Sessels, auf dem sie gesessen hatte.

„Ich habe Ihren Brief erhalten," erwiderte sie leise. „Sie werden begreifen, daß er mich sehr überrascht hat. Ich bin noch in Trauer, Herr Baron —"

„Diesen Einwurf lasse ich nicht gelten," fiel der Baronet ihr rasch ins Wort. „Ihr erster Gatte ist nun seit vier oder fünf Monaten unter dem Rasen, und Niemand kann Sie zwingen, einem albernen Vorurtheil Ihr Lebensglück zu opfern. Fanny, Sie lieben mich," fuhr er in glühendem Tone fort, indem er leicht ihre Hand ergriff, „Sie erwiedern meine Liebe, weshalb wollen Sie es nicht gestehen? Wenn Sie glauben, den Vorurtheilen der Gesellschaft ein Zugeständniß machen zu müssen, so werden wir unsere Hochzeit in der Stille feiern und sofort nach derselben nach England abreisen."

„Das würde ich allerdings zur Bedingung machen," sagte Fanny.

„Wenn Sie die Kinder nicht mitnehmen wollen, so könnte man sie ja schon bald einer Anstalt übergeben — aber in diesem Puncte behalten Sie ebenfalls Ihren freien Willen. Wir können das ja auch später besprechen und ordnen, Fanny, Sie werden in allen Stücken mich nachgiebig finden. Beantworten Sie mir jetzt nur die eine Frage: Wollen Sie mein sein?"

Er zog sie an sich, und sie ließ es geschehen, sie sah nur einmal zu ihm auf, und in diesem Blick las er die Antwort auf seine Frage.

Er küßte sie auf die Lippen und hielt sie lange in seinen Armen, — der Bund war geschlossen für Zeit und Ewigkeit. — —

Ein glückliches Paar.

Sir Arthur Wellesley hatte kaum das Cabinet des Kaufmanns verlassen, als Christoph eintrat und seinem Principal erklärte, daß er beabsichtige, seine Stelle zu quittiren, um ein eigenes Geschäft zu gründen.

Der alte Herr schüttelte mit ernster, mißbilligender Miene das Haupt, auch dann noch, als Christoph hinzufügte, daß er binnen Kurzem zu heirathen gedenke; er sagte ihm ernste, warnende Worte und machte ihn auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die ganz unfehlbar sich ihm entgegenstellen mußten.

Aber Christoph ließ sich nun nicht mehr beirren, er hatte den sicheren Hafen gefunden, in ihm konnte er allen Stürmen trotzen, — was wollten sie ihm anhaben?

Der Baronet hatte ihm nicht verboten, über die Association zu sprechen, weshalb also sollte er es nicht thun, um die Bedenken seines Principals zu beseitigen?

Schmidt mußte zugeben, das dies allerdings ein großer Glücksfall sei, aber er konnte daneben seine Ueberraschung über diese Mittheilung nicht verhehlen.

Er fand dieses freiwillige Anerbieten von Seiten des Engländers sehr seltsam und auffallend, er konnte es sich nicht erklären.

„Nun, welche Gründe auch Sir Wellesley bewogen haben mögen, Ihnen dieses Anerbieten zu machen," sagte er zum Schluß, „für Sie ist es eine gebratene Taube, die Ihnen ohne Ihr Zuthun in den Mund fliegt, und ich kann Ihnen nicht verdenken, daß Sie diese Taube festhalten. Ich nehme Ihre Kündigung an und wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück. Wollen Sie nicht einmal im Wechsel-Copirbuch nachsehen, ob unter den Wechseln, die Sir Wellesley uns vor drei Wochen übergeben hat, sich eine Anweisung auf die englische Bank, lautend auf fünfhundert Pfund Sterling und ausgestellt von dem Baron von Poßnitz befindet?"

Christoph kehrte in's Comptoir zurück, und als er nach einer Weile wieder erschien, brachte er die Nachricht, daß diese Anweisung allerdings im Copirbuche notirt, aber schon am Tage nach dem Empfang in die Hände eines bedeutenden Bankhauses übergegangen sei.

Der alte Herr nickte befriedigt, er hatte sich also nicht getäuscht, und es mußte ihn befremden, daß der Baronet sich dieser Anweisung nicht entsinnen konnte.

Christoph eilte jetzt zu seiner Braut, es drängte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, seiner Freude Luft zu machen; wenn Therese Theil an ihr nahm, empfand er ja doppelt ihre beglückende Seligkeit.

Therese äußerte nicht die Bedenken, welche der Principal Christoph's geäußert hatte, ihre Augen leuchteten, als der Geliebte ihr die Zukunft in hellem, strahlendem Sonnenscheine zeigte.

Und über die Bedenken, die er selbst wegen der Annahme des im Spiele gewonnenen Geldes hegte, ging sie leicht hinweg. Wenn der Baronet ihm diese hundertundfünfzig Pfund Sterling geschenkt habe, dann dürfe er sie ruhig annehmen, meinte sie, die reichsten Herren trügen ja kein Bedenken, einen Spielgewinn einzustecken.

Es war ihm lieb, daß sie diese Ansicht hegte, er gab ihr das Geld, und die Beiden beriethen nun, welche Anschaffungen sie machen wollten.

Sie bauten Luftschlösser und schmückten sie aus mit allen Schätzen, deren ihre Phantasie habhaft werden konnte.

Die Wege, die vor ihnen lagen, waren besäet mit duftenden Blüthen, und wohin ihre Augen blicken mochten, sahen Sie nur Sonnenschein. Kein Wölkchen trübte ihren azurblauen Horizont, kein Wölkchen, welches Sturm oder ein Gewitter befürchten ließ.

„Ich muß ihm danken," sagte Therese endlich, als Christoph die Rede wieder auf den Baronet brachte, „es ist meine Pflicht, ich will sie erfüllen."

„Aber er hat es sich verbeten," erwiderte der junge Mann, „er wünscht die Begegnung mit Dir nicht. Mir kommt es oft vor, als ob er ein Weiberfeind sei; aber ich kann mir das auch nicht gut denken, denn er ist mit der Baronin von Poßnitz außerordentlich gut befreundet. Nun, das kann uns nicht befremden, wir kennen diese Frau ja, wir haben sie damals kennen gelernt, als Dein Bruder ihrem Hasse geopfert wurde."

Therese nickte gedankenvoll, die Erinnerung an jene Zeit entlockte ihr einen Seufzer.

„Wir wollen heute gemeinsam gehen und ihm danken," sagte sie, „er erwartet das, und er darf es verlangen."

„Aber wenn er es nun nicht will?"

„Er wir uns nicht die Thür zeigen."

„Das wohl nicht, Therese, aber mir wird er Vorwürfe machen, weil er mir ausdrücklich gesagt hat, er wolle keine Begegnung mit Dir."

„Weißt Du auch, daß ich das sehr seltsam und auffallend finde?" sagte Therese, ihrem Verlobten fest in die Augen schauend. „Was hat er gegen mich, daß er mich nicht sehen will? Nein, Christoph, ich gehe zu ihm, ohne Dich allein, damit Dich kein Vorwurf treffen kann. Und wenn er mir die Thüre zeigt, dann habe ich wenigstens meine Schuldigkeit gethan."

Christoph schüttelte noch immer den Kopf, aber Therese ließ sich von diesem Entschluß nicht abbringen; und wenn er ihr den leisen Vorwurf machte, es sei nur Neugier, was sie dazu bewege und eigensinnig mache, so traf er damit den Nagel auf den Kopf.

Aber war diese Neugier nicht verzeihlich? Konnte man es ihr übel nehmen, wenn sie dem Manne in's Auge schauen wollte, dem sie ihr Lebensglück verdanken sollte?

Sie stritten sich noch immer darüber, und Christoph hatte schon nachgegeben, als die Thür ohne vorheriges Anpochen geöffnet wurde und derselbe Gensd'arm eintrat, dem damals die Ueberwachung des entlassenen Sträflings anvertraut gewesen war.

Beim Anblick dieses verhaßten Mannes schoß dem Mädchen das Blut in die Wangen, sie mußte sich ja der Verfolgungen erinnern, die ihren Bruder zur Auswanderung getrieben hatten.

Auch Christoph war entrüstet über diesen ungebetenen Besuch.

„Was wollen Sie hier?" fragte er barsch, indem er auf den Gensd'arm zutrat.

„Ich suche Jemanden," lautete die lakonische Antwort, und dabei traf ein stechender Blick das Mädchen. „Wollen Sie mir nicht sagen, wo Ihr Bruder sich augenblicklich befindet?"

„Mein Bruder?" fragte Therese bestürzt. „Er ist schon vor drei Monaten ausgewandert, seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört."

„Ja, ja, das haben Sie damals auch gesagt," erwiderte der Gend'arm in höhnischem Tone, „und wir mußten es glauben, weil wir's nicht besser wußten."

„Glauben Sie es jetzt nicht mehr?" fragte Christoph mit steigender Entrüstung.

Der Gensd'arm drehte an seinem Schnurrbarte und blickte bald den jungen Mann, bald das Mädchen mit nicht zu verkennendem Hohne an.

„Mein lieber Freund, glauben Sie denn, wir seien so dumm?" erwiderte er spottend. „Wir wissen auch, wo Barthel das Moos holt."

„Was soll das heißen?" fragte Therese. „Wir haben Ihnen die Wahrheit gesagt."

„Wirklich? Mein Fräulein, ich erwarte, daß Sie mir jetzt die Wahrheit sagen, ich fordere das von Ihnen. Wo ist Ihr Bruder?"

„Ich wiederhole Ihnen, ausgewandert!"

„Das ist eine Lüge!"

„Mein Herr Gensd'arm, werfen Sie mit Ihren Worten, nicht so leichtsinnig um sich," sagte Christoph empört. „Fräulein Rader hat von ihrem Bruder nichts mehr gehört, seitdem er gezwungen wurde, seine Heimath zu verlassen."

Der Gensd'arm lächelte spöttisch.

„Dazu hat Niemand ihn gezwungen," erwiderte er. „Wahrscheinlich hat er wieder Betrügereien verübt, daß er sich deshalb heimlich aus dem Staube machen mußte. Aber jetzt soll er wieder hier sein, er ist nicht weiter, als bis London gekommen und in London hat er ein schlechtes Andenken hinterlassen."

Die beiden jungen Leute blickten einander betroffen an. War das wirklich die Wahrheit? Sie konnten es kaum glauben, sie warteten ja täglich auf einen Brief Albert's, von London aus würde er ihnen gewiß geschrieben haben.

„Wir sind unserer Sache sicher," nahm der Gensd'arm wieder das Wort, „und es unterliegt keinem Zweifel, daß Sie, mein Fräulein sehr genau wissen, wo Ihr saubberer Bruder sich versteckt hält. Ich mache Sie auf die Folgen fortgesetzten Leugnens aufmerksam; wenn Sie sich der Mitschuld verdächtig machen, könnte das Zuchthaus sich auch Ihnen öffen."

Die blitzenden Augen des Mädchens richteten sich drohend auf den Mann des Gesetzes, die kleinen Hände ballten sich in ohnmächtigem Grimm.

„Sie ergehen sich in Vermuthungen, die jeder Begründung entbehren," sagte sie mit bebender Stimme. „Wäre mein Bruder hier, so würde er mich besucht haben; ich kann also mit gutem Gewissen behaupten, daß er sich nicht in dieser Stadt befindet. Wenn Sie es besser wissen, dann muß ich es Ihnen überlassen meinen Bruder zu suchen, ich kann Ihnen keine anderen Aufschlüsse geben."

„Das heißt, Sie wollen nicht!"

„In der That, wenn die Dinge wirklich so lägen, wie Sie behaupten, wenn mein Bruder auf die Bahn des Verbrechens zurückgekehrt wäre und sich vor Ihnen verbergen müßte, so würden weder Versprechungen noch Drohungen mich bewegen können, ihn zu verrathen!" erwiderte sie sich hoch aufrichtend. „Sie haben damals ihn verfolgt, unablässig, auf Schritt und Tritt, Sie haben ihm jede Möglichkeit, eine Existenz zu gewinnen, abgeschnitten, Sie mögen nun auch die Folgen dieser Handlungsweise verantworten. Er wäre ein braver, tüchtiger Mensch, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft geworden, wenn Sie ihn nicht in dieser gehässigen Weise verfolgt hätten."

„Bah — das war meine Pflicht!"

„Nicht doch, es war Haß, der Sie dazu trieb."

„Was wissen Sie davon?" spottete der Gensd'arm. „Der Polizeirath hatte mir befohlen, die Principale des Sträflings zu warnen, ich habe nur meine Schuldigkeit gethan, indem ich die erhaltenen Befehle vollzog."

„Und dadurch wurde mein armer Bruder —"

„Mein Fräulein, das kann mich nicht kümmern."

„Freilich nicht!" sagte Christoph in bitterem Tone. „Was geht es Sie an, ob ein Mensch niedergetreten und vernichtet wird? Sie haben nun gehört, daß meine Braut den Aufenthaltsort ihres Bruders nicht kennt, das muß Ihnen genügen!"

„Na, es wird sich ja finden, ob sie mir die Wahrheit gesagt hat," erwiderte der Gensd'arm in barschen Tone, „die Folgen fallen auf sie allein zurück."

Damit ging er hinaus, und Therese konnte jetzt ihrer Angst nicht länger gebieten.

„Glaubst Du, daß Albert wirklich in der Stadt ist?" fragte sie.

„Ich weiß es nicht," erwiderte Christoph gedankenvoll. „Die Polizei hat in der Regel eine gute Nase, und es wäre möglich, daß — aber ich meine auch, in diesem Falle würde Albert uns ein Lebenszeichen gegeben haben, er weiß ja, daß er auf unsere Verschwiegenheit vertrauen kann."

„Vielleicht fürchtet er, uns Unannehmlichkeiten zu verursachen."

„Das kann auch sein, aber wie gesagt, ich glaube es nicht."

Therese schüttelte gedankenvoll das Köpfchen.

„Ich muß da wieder an den Engländer denken," sagte sie; „Du bemerktest damals, nach der ersten Begegnung mit ihm, er habe Aehnlichkeit mit Albert —"

„Ja, allerdings, aber es wäre ja Thorheit, glauben zu wollen —"

„Geh' nicht so leicht darüber hinweg," fuhr Therese fort. „Ich erinnere mich, daß mein Bruder fertig Englisch sprach, er hatte überhaupt sehr viel gelernt, und er wußte sich in allen Kreisen zu bewegen."

„Mein liebes Kind, das Alles hat er während seiner Haft verlernt."

„Er keinesfalls. Was er in sich aufgenommen hat, das hält er fest, ich kenne ihn. Und wenn ich nun des Engländers gedenke, so befremdet mich seine Freigebigkeit, die mir jetzt in einem ganz anderen Lichte erscheint."

„Wie meinst Du das?" fragte Christoph betroffen.

„Ich muß ihn sehen, muß mir Gewißheit verschaffen, diese quälenden Gedanken gönnen mir keine Ruhe."

„Du glaubst also wirklich, daß dieser reiche englische Baron Dein Bruder sein könne?" fragte der junge Mann mit leisem Spott. „Es ist wirklich ganz unmöglich! Albert müßte einen Schatz entdeckt haben und dann hätte er nicht nöthig, unter fremdem Namen heimzukehren."

„Ich weiß das Alles nicht und kann auch nicht darüber urtheilen," erwiderte Therese, gedankenvoll vor sich hinschauend. „Aber Gewißheit muß ich haben, und ich kann sie nur dadurch erhalten, daß ich diesem Engländer gegenüber trete. Finde ich dann, daß meine Ahnung unbegründet ist, so wird mir eine schwere Last von der Seele fallen. Weshalb will der Baron mich nicht sehen? Weil er die Entdeckung fürchtet! Weshalb ist er gegen uns so freigebig? Weil er uns glücklich machen möchte, ohne uns hinter die Maske blicken zu lassen."

„Und wenn nun Deine Ahnung begründet wäre?"

„Dann würde ich ihn bestürmen, die Stadt so rasch wie möglich zu verlassen, die Polizei ist ihm ja schon wieder auf den Fersen, und ich fürchte, er hat Ursache, die Begegnung mit ihr zu vermeiden. Hörtest Du nicht, das der Gensd'arm von London sprach? Dort muß Etwas vorgefallen sein, was — aber wir wollen uns darüber noch keine Sorgen machen, damit ist's ja früh genug, wenn wir wissen, wo Albert sich befindet."

(Fortsetzung folgt.)

Ein glücklicher Mann.

Skizzenblatt
von
Eduard Neumann.

Die Sonne senkte bereits ihre Strahlen in die unermeßlichen Fluthen des Oceans, als ich in der Entfernung die Zinnen Roms erblickte. Mit hochklopfendem Herzen begrüßte ich die Mauern dieser weltberühmten Stadt, durch deren Anblick ich den sehnlichsten Wunsch meines Lebens erfüllt sah. — Der imponirende Eindruck bei der Fahrt durch das Thor del Populo erhöht nur die Erwartungen, die ein jeder Ankömmling von seiner frühesten Jugend an aus Erzählungen und Lektüren eingesogen und durch eine lebhafte Einbildungskraft verschönert hat.

Ein ziemlich großer Platz, auf welchem zwei gleiche Kirchen die Fagade zeigen, vor denen ein Obelisk aus Heliopolis steht — vom Kaiser Augustus aufgestellt — eröffnet dem Ankommenden drei Wege. Der linke führt zur Wohnung des heiligen Vaters, der mittlere zum Corso — dem Unterhaltungsorte der Römer, wo sich Alles zu Wagen und zu Fuß versammelt, um zu sehen oder gesehen zu werden — und der letzte zum hohen Dome, zur Peterskirche.

Die eingetretene Dämmerung erlaubte mir nicht mehr, diesen Abend noch etwas anzusehen; so hielt ich mich in Rom an das alte römische Sprichwort buchstäblich und schlug den Mittelweg ein, um das für heute gesteckte Ziel, ein Gasthaus zu erreichen.

Am nächsten Morgen verließ ich mein Logis, um nach dem vielbesprochenen alten Vatikan, dem Sitze des Oberhauptes der gesammten Christenheit zu wandern.

Derselbe stößt dicht an die Peterskirche, ist ein ungeheures Gebäude, dessen innere Räume zu 11,000 Zimmern hergerichtet sind und durch seine unermeßlichen Schätze in Hinsicht auf Bildhauerkunst, Malerei und wissenschaftlichen Sammlungen, große Berühmtheit erlangt hat.

Ich ging nun diesem Gebäudekolosse zu, um die Büchersäle von der Kirche des heiligen Petrus zu besuchen, trat in die Sakristei und verlangte mit dem Archivorsteher zu sprechen. Ein Sakristaner bat mich sehr höflich zu folgen; wir überschritten einen breiten Hof und ich wurde in das Vorzimmer des Seminariums geführt, wo ich einen Mann im beläufigen Alter von 70 Jahren antraf, der die Stelle eines Portiers versah. Er war mit grobem Tuche bekleidet, nach der Form der bürgerlichen Kleidung des Mittelalters. Sein Antlitz schien weder lachen noch weinen zu können und trug nicht die geringste Spur einer bekämpften oder genossenen Leidenschaft.

Dieser Greis bewohnt ein Gemach, welches der Zelle eines Karthäusers gleicht. Die Mauern sind bemalt und mit Porträts aller berühmten Päpste und des Kardinal-Statthalters geziert. Ausgewählte Sprüche aus den heiligen Vätern sind in den Zwischenräumen geschrieben und mit Goldpapierstreifen umrahmt. Der Portier hatte keine andere Gesellschaft, als eine prächtige graue Katze, mit der er eben tändelte, als ich eintrat.

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe," sagte ich zu ihm, indem ich grüßte. „Ich möchte gern mit Sr. Hochwürden, dem Herrn Archivvorsteher sprechen."

Er sah mich starr an, setzte seine Katze auf einen Stuhl und sagte mit harmonischer Dehnung der Stimme:

„Mit dem Herrn Archivvorsteher? Ah ich will sehen, ob er zu haben ist, erwarten Sie mich einen Augenblick."

Er ging. Indem ich der Zurückkunft des Portiers entgegenharrte, den ich in den Windungen einer unendlichen Treppe verschwinden sah, hatte ich Zeit, den Ort näher zu untersuchen. Die Thüre zum Garten des Seminariums war offen, ich trat ein. Derselbe ist ganz vernachlässigt. Er enthält größtentheils hohe Orangenbäume und der Rasen ist bedeckt mit überreifen Früchten, welche man nicht abgenommen hat und die daher von selbst herabfallen. Den Durst konnte man an einem vortrefflichen Springbrunnen löschen welcher ein ausgezeichnetes Wasser lieferte.

Der ganze Garten gewährt ein eigenthümliches Vergnügen. Dieses Abhandensein aller Kultur, diese Stärke der Bäume, dieser hohe Rasen mit Orangen übersäet, diese wohlbemalten Mauern, dieser schäumende Springbrunnen, dieser üppige wilde Wuchs, welcher den Garten krönt, dieser einsame Raum, der sich so schön unter der römischen Sonne entfaltet, alle diese Sonderbarkeiten regten ein wunderbar träumerisches Gefühl in mir auf.

Der Portier überraschte mich an seiner Fontaine stehend, eine grüne Orange in der Hand. Er näherte sich langsam, ohne mich aus den Mienen oder Bewegungen seines Kopfes errathen zu lassen, welche Nachricht er mir zu bringen habe. Endlich, mir gegenüberstehend, berichtete er: daß der Herr Archivvorsteher krank und der Untervorsteher vor kurzem ausgegangen sei, derselbe werde kaum vor 11 Uhr zurückgekommen.

„Nun wohl," erwiderte ich, „dann werde ich so lange warten. Es gefällt mir hier, ich störe Sie doch nicht?"

„Der Herr ist ein Deutscher? fragte der Alte plötzlich, ohne seine Zufriedenheit über mein Bleiben auszudrücken.

„Zu dienen."

„Ach, ich habe von Ihrem Lande reden gehört und wünschte sehnlichst, dasselbe kennen zu lernen. Aber leider ist mein Stand ein solcher, daß ich schon auf dieses Vergnügen Verzicht leisten muß. Es sind bereits 40 Jahre, daß ich San Pietrino, bin, und seit dieser Zeit nirgends hingekommen."

Der Ausdruck San Pietrino, den man nicht übersetzen kann, bezeichnet eine der eigenthümlichsten Beschäftigungen in Italien. Die San Pietrini sind Menschen, welche zum Dienste in St. Peters verwendet werden. Es gibt San Pietrini, welche nie aus diesem unermeßlichen Gebäude gekommen sind, wo sie leben und sterben, wie die Steleute auf ihren Schiffen. Man ergreift den Stand eines San Pietrino zu Rom, wenn man nichts Besserer mehr thun kann, muß jedoch gute Empfehlungen haben und günstige Sittenzeugnisse dem Vorsteher aufweisen können.

„Vierzig Jahre," wiederholte ich. „Sie haben also niemals ein anderes Geschäft betrieben?"

„Niemals ein anderes. Mein Vater war San Pietrino für die Girandola und meine Mutter San Pietrina an dem Grabmale des Papstes Paul, aus der Familie Borghes."

„Sie sind doch manchmal ausgegangen?"

„Nein, niemals! — Wo wollen Sie, daß ich hingehe?"

„Das ist wahr, Sie sind hier an der Schwelle des Himmels, was sollen Sie anderswo machen. Indessen — Sie kennen doch Rom?"

„Ein wenig. Ich habe es nur gesehen da oben von der Kuppel, wo man es sehr gut sieht."

„Und welches sind hier Ihre Unterhaltungen?"

„O, ich führe hier ein Engelsleben. Ich höre alle Tage die heilige Messe, ich sehe die Prozessionen vorbeiziehen, ich läute manchmal die große Glocke, am Frohnleichnamsfeste, am heiligen Samstag und an den großen Festen, ich sehe oft den heiligen Vater ausfahren, er weiß meinen Namen, er segnet mich und läßt mir manchmal einige Münzstücke schenken."

„Und was machen Sie mit dem Gelde?"

„Ich? Nichts, ich habe keins nöthig, ich nähre mich von den Früchten, welche da abfallen, trinke das Wasser aus meinem Brunnen und wechsle nur alle 25 Jahre mein Kleid an dem Jubiläum."

„Sind Sie nie verheirathet gewesen?"

„O, Herr, man sieht wohl, daß Sie ein Deutscher sind! Ich bin ja Portier an dem Seminarium des Vatikans."

„Entschuldigen Sie, ich kenne nicht die Gebräuche. — Also Sie sind ein sehr glücklicher Mann, nicht wahr?"

„Ich verstehe den Herrn nicht."

„Ich sagte, daß Sie sehr zufrieden mit Ihrem Schicksal zu sein scheinen."

„Aber die ganze Welt, glaube ich, ist zufrieden mit ihrem Schicksale!"

„Nicht immer; im Gegentheile, es gibt Menschen, die sich unglücklich nennen."

„Glauben Sie?"

„Ganz gewiß."

„Aber solche Menschen beleidigen ja Gott."

„Dem widerspreche ich nicht, aber ich habe solche Unglückliche gesehen. — Wer besucht Sie? Was haben Sie für Gesellschaft? Welche Freunde?"

„Ich verstehe Sie nicht, vergeben Sie!"

„Verzeihung, ich stelle vielleicht unbescheidene Fragen. — Noch Eine, wenn es Ihnen gefällig ist, noch eine einzige. Haben Sie einen Wunsch? Was ist es, das Sie am heißesten verlangen?"

„Wie alle Menschen, den Himmel."

„Ja wohl, in der anderen Welt; — aber in diesem Leben?"

„Eine heilige Messe von dem heiligen Vater in der Paulinischen Kapelle am Tage meines Todes für mich gefeiert."

„Und das ist Ihr einziger Wunsch?"

„Ei, das ist wohl genug, glaube ich, für einen armen Portier."

„Und Sie verlangen nichts Anderes?"

„Nichts."

In diesem Augenblick kam ein Professor in violettblauem Talar die Treppe herab, und sagte mir, daß ich die Archive besuchen könne. Ich folgte dem jungen Geistlichen, der mich in den Bibliothekssaal führte, dessen offene Fenster in größter Nähe eine der Seiten der unermeßlichen Peterskirche sehen ließen.

Indem ich aus den Archiven herabtrat, sah ich den Portier wieder. Er ging in seinem Garten auf und ab, harmlos, wie der erste Mensch im Paradiese vor dem Sündenfalle, gleich den Vers eines Psalmen summend, und von Zeit zu Zeit mit Schritt und Stimme inne haltend, um von der Sonne vergilbte Blätter abzureißen, deren traurige Schattirung das prachtvolle Grün der Orangenbäume verunstaltete. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn hierin zu stören, indem ich ihm für seine Bemühung dankte und ein Lebewohl sagte.

Er gab mir meine Artigkeit durch eine freundliche Bewegung zurück, aber ohne Eifer und ohne im geringsten die Absicht zu verrathen, die Unterhaltung mit mir wieder anknüpfen zu wollen; er hatte mich schon vergessen, ich hatte weniger Eindruck auf ihn gemacht, als ein gelbes Blatt unter den grünen Sprossen des Frühlings.

Wenn jeder Mensch nach seiner Art ein Weltweiser sein kann, so hat dieser Mann die beste angenommen. Sein Glück bildet sich für ihn nicht blos durch das Abhandensein des Unglücks, sondern durch eine ununterbrochene Reihe von Vergnügen die in seinem Herzen leben, wie ein harmloses immerwährendes Fest. Er gibt sich jeden Augenblick von der Seligkeit Zeugniß, die ihn umgibt. Für ihn leuchtet die römische Sonne, für ihn springt das Wasser seines Brunnens, für ihn bedeckt sich der Orangenbaum mit frischem Grün, für ihn geht der Papst unter seinem Thronhimmel aus, für ihn ist die majestätische Kuppel der Peterskirche 490 Fuß gegen die Wolken erhoben. Tausend andere Dinge sind für ihn ein Uebermaß von Glückseligkeit, welche der Unzufriedene gar nicht bemerkt. Er ist der einzige Mann, vielleicht auf der ganzen Welt, der seine Freude, sein Verlangen nicht weiter sucht, als seine Hand reicht. Kurz, dieser Mann ist so glücklich in der ganzen Ausdehnung des Wortes, daß er, befreit von den düsteren Beschäftigungen des Lebens, ohne Schaudern das Künftige erwartet. Und von dem alten Stuhle seiner ärmlichen Wohnung sieht er klar den glänzenden Platz, der ihn in der Ewigkeit erwartet.

Metastasio hat zwar ganz Recht, wenn er sagt: „Der Schein des Glückes sei immer täuschend, und die Zufriedenheit des Menschen bestehe blos darin, es äußerlich zu scheinen," was jedenfalls für sehr Viele maßgebend erscheint. Eine Ausnahme von dieser Regel fand ich aber in dem soeben besprochenen Manne im Vatikan, der im wahren Sinne des Wortes „ein glücklicher Mann" genannt werden kann.

Die erste deutsche Militär-Compagnie Amerika's.

Das sind „Die deutschen Füsiliere" Charleston's in Süd-Carolina, deren Geschichte bis in die stürmischste Periode der alten Colonialzeit hinaufreicht.

Es war zur Zeit da die Zerwürfnisse zwischen England und den Colonien, eine ernste und beunruhigende Wendung nahmen und die revolutionären Patrioten dieses Landes an Widerstand gegen die Anmaßungen des Mutterlandes zu denken begannen, als der damals in Charleston tagende Provinzial-Kongreß dem Volke eine militärische Organisation zu dessen Vertheidigung anempfahl. Dem Aufruf ward mit Bereitwilligkeit entsprochen und sofort bildeten sich verschiedene Compagnien Bürger Soldaten. Die Deutschen waren schon damals wie sie es noch heute sind, ein wesentlicher Bestandtheil der Bevölkerung von Charleston und man beschloß auch eine deutsche Compagnie zu gründen. Alexander Gillon, Peter Boquett, Michael Kalteisen, Wm. Livingston und Gideon Dupont brachten die ersten hundert Deutschen zusammen und organisirten solche unter dem Namen „Deutsche Füsiliere." Am 12 Juli 1775 — also vor nun 99 Jahren — wurden die ersten Statuten und Regulationen der Compagnie angenommen und von jenem Tage datirt sich somit die Gründung dieser historisch interessanten ersten deutschen Militär-Compagnie in Amerika.

Während der Jahre 1776 und 1777 waren die Füsiliere beständig im aktiven Dienste um Charleston herum. Im Spätherbst von 1777 resignirten Capitän Gillon, der erste Commandeur der Compagnie, und Lieutenant Kalteisen einer der ersten Offiziere desselben, jener, um das Kommando der Kriegsschiffe des Staates zu übernehmen, dieser da er zum General-Wagenmeister der Provinzial Armee des Staates ernannt wurde. Dann wurden Livingston zum Capitain, Dupont zum ersten, Daniel Strobel zum zweiten und Jakob Saß zum dritten Lieutenant erwählt. 1779 rief General Lincoln von der Continental-Armee, der das Kommando der Staatstruppen übernommen hatte, die Miliz auf und die Füsiliere rückten 64 Gemeine stark nebst vollem Offiziers Corps und einem Musik Corps ins Feld. Sie nahmen hervorragenden Antheil an der unglücklichen Expedition nach Port Royal. Nach der Rückkunft davon resignirte Capt. Livingston und Major Chas. Shepperd wurde an seiner Statt erwählt. Kurz darauf erschien Graf d'Estang, der französische Verbündete der Amerikaner, unsern der Küste mit seiner Flotte, und die Alliirten entschlossen sich sofort zu einer Belagerung Savannah's, das sich derzeit in den Händen der Engländer befand. Zu diesem Behufe wurden die Milizen von Süd Carolina und Georgia von Neuem aufgerufen zu einem Rendezvous in der Nachbarschaft und prompt rückten wieder die Füsiliere mit 107 Mann ins Feld. Einen Monat später, am 9. Oktober ward ein allgemeines Vorrücken befohlen und die verbündeten Streitkräfte schritten zum Angriff unter einem heftigen Feuer.

Das war eine unselige Attacke und, obwohl die Truppen tapfer fochten, fand doch der Commandeur es geboten, einen Rückzug anzuordnen; doch hatten schon zuvor die Truppen Süd-Carolina's die feindlichen Wälle erstiegen. Unter diesen waren die Füsiliere, deren Capitän Shepperd sich weigerte, dem Rückzugsbefehle zu gehorchen. Auf sein Commando setzten die Füsiliere ihr Vorrücken fort, jeden ihrer Schritte mit Blut bezeichnend, bis ihr braver Anführer erschossen fiel und auch sie dann zum Rückzug schritten. In dieser Schlacht fiel auch der Lieutenant Joseph Kimmel und wurden Viele von der Kompagnie schwer verwundet. Schließlich erreichte das Corps unter Führung der Lieutenants Strobel und Saß seine Heimath wieder.

Bald nach diesen Ereignissen fiel auch Charleston in die Hände der Engländer und die Füsiliere sahen sich gezwungen ihre Organisation aufzulösen. Doch schon 1782 räumten die Engländer die Stadt und die deutsche Compagnie paradirte noch einmal, nach einer Reorganisation und Revision der Regulationen, als eine militärische Körperschaft durch die Straßen Charleston's.

Zehn Jahre nach jener Reorganisation — im Jahre 1792 — bildete sich neben der deutschen Füsilier Compagnie" die „deutsche Füsiliere-Gesellschaft" zwecks Unterstützung der Wittwen und Waisen verstorbener Mitglieder, welche 1806 incorporirt wurde.

Und als 1812 der zweite Krieg mit England ausbrach, setzten sich die deutschen Füsiliere wieder auf den Kriegsfuß und boten sofort der Regierung ihre Dienste an. Man bedurfte aber derselben nicht anders, als zu außerordentlichen Wachtdiensten.

Im Jahre 1814 fand auf Erlaß der Staats-Gesetzgebung eine Reorganisirung der gesammten Miliz statt und ward die Mannschaft jeder Comapnie auf eine bestimmte Zahl beschränkt. Dadurch ward eine Theilung der deutschen Campagnie nöthig und es bildete sich ein neues Corps unter den Namen der „Vereinigen deutschen Füsiliere". Beide deutsche Compagnien standen einander gleich an Zahl, Rang und Ordnung, hielten stets ihre Paraden zusammen am selben Tage, trugen gleiche Uniform, gehörten zum selben Regiment und wurden vom ältesten Capitän desselben beide kommandirt.

Die Uniform bestand aus einem dunkelblauen Rock, der mit dem Schoße 4 Zoll von der Kniekehle reichte, mit einfachem Brustlatz und rothen Aermelaufschlägen und Halskragen; letztere beide waren mit preußischer Litze oder Goldborte eingefaßt, auf jeder Seite des Kragens befand sich ein schwarzer Stern, umgeben von Goldlitze, und auf jeder Schulter ein rothes wollenes Epaulette. Vier Reihen großer runder Kugelknöpfe saßen an der Spitze des Rocks, 18 Knöpfe in jeder Reihe. Die Schöße trugen an jeder Seite 6 dieser Kugelknöpfe, waren mit weißem Casimir ausgeschlagen und zeigten am Ende des Ganzen 2 rothe Carreaus.

Die Hosen waren ebenfalls blau mit 3 rothen Streifen auf dem Außensaume. Schwarze steife Halsbinden, weiße Kreuz-Bandeliere und Leibgürtel und ein schwarzer Tschako, geziert mit einem schwarz und rothen Federbusch vervollständigten die deutsche schwarz rothgoldene Uniform, eine der schönsten Militärtrachten des Staates.

Ein eigenes Musik Corps wurde aus einem dazu bestimmten Fond bezahlt.

Beim Ausbruch des Seminolenkrieges im J. 1836 erwachte vom Neuem der alte Kriegergeist von 1776 in der Brust der Füsiliere und 52 aus ihrer Mitte marschirten unter dem Capitän W. H. Timrad alsbald in die immergrünnen Wälder Florida's.

Im Frühling 1838 schloß sich auch der vielfach bekannte D. Upmann den Charleston-Füsilieren an, derselbe, welcher später gleich Heyde, Werdeho, Loff und Hilligen, nach Milwaukee übersiedelte, lange Jahre Bürger dieser Stadt war und der Erbauer des St. Charles-Hotel auf seinem früheren Grundstück am Marktplatze ist.

Beim Ausbruch des Rebellions-Kriegs im Jahre 1861 bildete sich in Charleston das Corps der freiwilligen deutschen Artillerie, dem sich die meisten der jüngerem Mitglieder der Füsiliere anschlossen. Dieselben erwarben sich einen Namen auf den Schlachtfeldern Virginiens, während die alte Füsilier Compagnie den Küstendienst mit versah bis zur Auflösung des 17. Regiments der Süd-Carolina-Miliz.

Am 14. Juli 1872, fand seitens der alten Füsiliere bei Gelegenheit der Feier ihres 98. Stiftungstags wieder eine Reorganisation der Compagnie statt.

Neuerdings ist im Werke das 100jährige Jubiläum der Compagnie im Juli 1876 welches mit dem großen Jubiläum dieser Republik zusammenfällt, durch eine Zusammenkunft aller noch am Leben befindlichen Mitglieder feierlichst zu begehen und es gedenken die alten Bursche, deren militärische Organisation entschieden die ruhmreichste Vergangenheit aller in den Staaten bestehenden deutschen Miliz-Compagnien hat, von Nah und F